

chen selbst. Der „normale“ Sonntagsgottesdienst geht an dieser Bedürfnislage der Jugendlichen vorbei; er kann nicht zum Zeichen für das werden, was den Tag des Herrn bestimmt. Dazu müßte zeichenhaft die Gemeinde Eucharistie nicht nur als die Feier der Rechtgläubigen am Tische des Herrn praktizieren, sondern als Einladung an jene einüben, die von diesem Herrn gesucht werden, auch wenn sie ihn in der Kirche nicht finden konnten.

Das Ausdruckshandeln der Eucharistie und der sonntäglichen Unterbrechung des Herstellungshandelns will die Arbeitswelt weder verklären noch degradieren. Der Sonntag ist der erste Wochentag, er feiert nicht den Auferstandenen für sich, sondern die Auferstehung des Gekreuzigten und damit des real existierenden Menschen. Dieser Tag der Versöhnung von Arbeitswelt und Gotteswelt bricht die Eigengesetzlichkeiten einer reinen Wirtschaftsgesellschaft: er reißt uns aus der zunehmenden Verdinglichung des Daseins heraus und bleibt ein Fragezeichen für jeden Tag, der als reiner Werktag abgearbeitet wird. Er kann zum Zeichen ungebrochener und tätiger Hoffnungskraft werden, wo er der Eucharistiegemeinschaft Raum gibt, den Herrn der Kirche zum Herrn unserer Geschichte werden zu lassen. Der Sonntag würde damit für die ihren eigenen Mächten ausgelieferte Gesellschaft zu dem, was die Auferweckung des geschlagenen Gottesknechtes für die Christen immer war: zum Zeichen für eine Zukunft, in der Mensch und Natur, Mensch und Mensch, Mensch und Gesellschaft versöhnt sein wird, weil der Herr der Geschichte selbst sich mit uns versöhnt hat; denn „der seinen eigenen Sohn nicht schonte, sondern ihn für uns alle dahingab — wie sollte Er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Röm 8,32).

## Günter Rombold

### Die existentielle Bedeutung des Festes

*Der Tag des Herrn ist nach christlichem Verständnis nicht ein leerer „Ruhetag“, sondern ein Tag des Festes, der gemeinsamen Freude. Was aber ist der tiefere Sinn des Festes? Wie kann man einer leistungsorientierten Gesellschaft verständlich machen, daß Arbeit, Leistung, Sport und andere Beschäftigungen der „Freizeitindustrie“ nur die eine Seite, das Feiern vielfältiger Feste aber die notwendige andere Seite des Menschseins ist? Die anthropologischen Überlegungen Rombolds, die in vier thesenartigen Überschriften zusammengefaßt sind, wollen helfen, diese Fragen zu beantworten.* red

1. Das Fest hebt soziale Schranken auf

Wer kann Feste feiern?

Es sind nicht die Reichen, die es verstehen, Feste zu feiern. Sie sind viel zu blasiert: sie besitzen schon alles, was könnte noch dazu kommen?

Kinder können Feste feiern: einen Geburtstag zum Beispiel, zu dem alle Freunde und Spielgefährten kommen, wo man unbefangen fröhlich sein kann.

Die Menschen der Dritten Welt können Feste feiern. Sie heißen jeden Gast mit Freude willkommen, lassen sich nicht lumpen, obwohl sie selbst wenig besitzen.

Feste feiern konnten die Menschen bei uns in Notzeiten. Ich erinnere mich an einen Karneval am Rhein in der Zeit der Wirtschaftskrise. Die Menschen hatten gespart, um drei Tage lang feiern zu können. Ich erinnere mich an ein Fest nach dem Kriege, wo jeder ein paar Lebensmittel auf eine Berghütte mitgebracht hatte und wo aus der Dürftigkeit des Mahles die Freude aufstieg.

Feste feiern können alle Menschen, die sich ein Herz bewahrt haben, das sich mit anderen freuen kann. Alle, die nicht egoistisch in sich selbst verkrampft sind, sondern aus sich herausgehen und sich in den anderen hineinversetzen können. Alle, die es verstehen, zu schenken und sich beschenken zu lassen, ohne Ressentiments zu entwickeln. Alle, die sich über Kleinigkeiten freuen können, weil sie darin Zeichen erkennen, daß das Leben ein Geschenk ist.

Echte Feste haben eine soziale Dimension: sie schließen niemand aus, beziehen alle ein. Bei einem „Volksfest“ fallen die Schranken zwischen den Klassen, werden die Unterschiede zwischen den Menschen aufgehoben.

Alle haben das Recht zu feiern

In eminenter Weise wird das am Sabbatgesetz des Alten Testaments deutlich: es gilt für alle. „Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Geschäfte verrichten. Aber der siebente Tag ist dem Herrn, deinem Gott, zu Ehren ein Ruhetag; da sollst du kein Geschäft verrichten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremdling, der innerhalb deiner Tore ist“ (Ex 20, 9 f). Dies ist ein soziales Gesetz: Alle haben das Recht zu feiern.

Jesus und seine Freunde gehörten gewiß nicht zu den Reichen. Sie werden sicher manchmal gehungert haben. Und dennoch wird uns immer wieder berichtet, daß sie Feste gefeiert haben: „Da kamen die Jünger des Johannes zu ihm und fragten: Warum fasten wir und die Pharisäer, während deine Jünger nicht fasten? Jesus antwortete ihnen: „Können die Hochzeitsgäste trauern, solange der Bräutigam bei ihnen weilt? Es werden aber Tage

- kommen, da ihnen der Bräutigam entrissen wird. Dann werden sie fasten“ (Mt 9,14 f). Jesus feiert seine Feste nicht mit den Selbstgerechten, sondern mit den Sündern und Zöllnern (die sicher großzügig gespendet haben); er muß sich denn auch nachsagen lassen, er sei ein „Schlemmer und Trinker“ (Mt 11,19).
2. Das Fest macht uns den Sinn unseres Daseins bewußt Nicht immer ist Festzeit. Es gibt Zeiten, wo man arbeiten und kämpfen muß — und sie sind weit in der Überzahl. Feste sind Höhepunkte des Lebens, Zeiten der Ernte. Zuerst muß man lange arbeiten und alles wachsen lassen, ehe man die Frucht in die Scheunen einführen kann: „Die in Tränen säen, werden in Freuden ernten. Sie gehen weinend hin, und streuen ihren Samen aus. Sie kehren jauchzend heim, und tragen ihre Garben“ (Ps 125,5 f).
- Die Ernte — Sinn der Arbeit Die Ernte ist das Ziel und der Sinn der Arbeit. Im Fest wird der Sinn des Lebens offenbar: das volle, befreite Menschsein. Das Fest ist ein Haltepunkt, wo wir zurück- und vorausschauen, und uns bewußt werden, daß wir nicht nur zur Arbeit, zu ihrer Mühe und Plage, geboren sind. Darum kann Platon sagen: „Die Götter aber, sich erbarmend über der Menschen zur Arbeit geborenes Geschlecht, haben ihnen, zur Erquickung in der Mühsal, die wiederkehrenden Götterfeiern gesetzt und ihnen zu Festgenossen die Musen und den Musenführer Apollon und den Dionysos gegeben, auf daß sie, sich nährend im festlichen Umgang mit den Göttern, wieder Geradheit empfangen und Richtung“ (Nomoi).
- Ja zum Dasein Im Fest artikulieren wir unser Ja zum Dasein; trotz allem: „Dasein ist herrlich!“ Im Fest trotzen wir diesem Leben, in dem das meiste „Mühsal und Plage“ ist, ein paar Stunden ab, wo wir uns als seine Herren und nicht als seine Sklaven fühlen.
- Kreativität ... Das Fest, das echte Fest befreit uns zur Kreativität. Wir erleben uns nicht als Konsumenten, sondern als schöpferisch Tätige. Wir bereiten es vor, es fällt uns etwas ein, wir überlegen uns, wie wir den anderen eine Freude machen können. Auch wenn ein Fest gut vorbereitet ist, bleibt in ihm die Spontaneität erhalten: plötzlich stimmt einer ein Lied an, hält eine Rede, bittet zum Tanz.
- ... und Kunst Im Fest ist die Kunst verwurzelt. Schon der Primitive bemalt dazu seinen Körper, trägt eine festliche Kleidung. Im Fest wurzelt der Tanz, die älteste der Künste, wozu der Mensch nichts anderes braucht als seinen eigenen Leib. Hier klingt die Musik auf, ist Ausdruck menschlicher Emotionen, von der Schwermut bis zur überschäumenden Freude. Aus dem Fest erwachsen das Drama und

die epische Erzählung. Zum Fest schmückt man die Hütte, schafft Bilder und Statuen. Und man braucht dazu einen Raum, der weiter und schöner ist als alle anderen. Hier ereignet sich die Geburt der Kultur — alles, was den Menschen über die bloße Natur hinausträgt.

3. Das Fest bewahrt  
Vergangenheit, nimmt  
Zukunft vorweg

Im Fest kommt das Leben zu sich selbst. Es ist der selige Augenblick: Wer nicht im Augenblicke leben kann, kann niemals glücklich sein. Doch nimmt dieser Augenblick alle Dimensionen der Zeit in sich auf.

Erinnerung . . .

Der festliche Augenblick bewahrt die Erinnerung an wichtige Ereignisse der Vergangenheit. Wir feiern den Geburtstag eines Freundes und zeigen ihm auf diese Weise, daß er uns etwas bedeutet; daß wir glücklich sind, daß er lebt. Wir feiern eine Silberhochzeit und denken zurück an den Beginn dieser Ehe, an den Anfang des gemeinsamen Weges. Menschen feiern den Frühlingsbeginn oder das neue Jahr, eine Stadterhebung und die Befreiung eines Landes von fremder Besatzung.

. . . und Hoffnung

Das Fest nimmt auch schon Zukunft voraus. Wenn wir eine Hochzeit feiern, nehmen wir vorweg, daß die Ehe glückt. Eine Taufe bezieht sich auf das ganze künftige Leben des kleinen Erdenbürgers. Am Beginn des neuen Jahres wünschen wir uns Glück. Immer wird die Vollendung, das Gelingen mit eingeschlossen.

In eminenter Weise gilt das für das religiöse Fest. Es bezieht sich immer schon auf Anfang und Ende, auf Ursprung und Eschaton. Gerade dort ist die Hand Gottes am meisten spürbar: sie hat das Volk Israel aus Ägypten geführt und in das Land gebracht, „wo Milch und Honig fließen“. Diese Verheißung ist erfüllt und doch noch nicht erfüllt: das ist die Spannung, in der sie steht. In eminenter Weise gilt das für die Verheißung des Neuen Testaments. Jesus verheißt das Reich Gottes. Es ist schon da, wenn Jesus durch den Geist Gottes Dämonen austreibt (Mt 12,28). Zugleich aber ist es ausständig, weil die Welt sich in der Gewalt des Bösen befindet, und der Tag Gottes noch nicht angebrochen ist.

Eucharistie als  
Memoria und  
Verheißung

Auch das Fest des Neuen Bundes hat die beiden Dimensionen der Memoria und der Verheißung. In der Eucharistie wagen wir es, „den Tod des Herrn“ zu feiern, „bis er wiederkommt“ (1 Kor 11,26). Das gibt diesem Fest erst sein volles Gewicht: daß wir es im Angesicht des Todes feiern, daß wir darin unser christliches Trotzdem! sprechen — und nicht glauben, nach Auschwitz müsse man die Hymne an die Freude widerrufen.

Zugleich aber ist darin die eschatologische Dimension angesprochen: Eucharistie ist die Vorwegnahme des himm-

lischen Hochzeitsmahles, des Gleichnisses der Vollendung des Menschen bei Gott (Lk 14,15 ff; Mt 22,10 ff). Die Hochzeit, die da gefeiert wird, ist eigentlich die Hochzeit des Menschen mit Gott, seine Vereinigung mit Ihm.

#### 4. Hinweis auf die Vollendung, Aufforderung zum Handeln

Das Mahl ist die zentrale Handlung eines Festes. Mahl halten heißt mehr als Essen. Man kann an der Theke essen, und seine Nahrung rasch hinunterschlingen: die körperliche Funktion ist auch da gewahrt. Ein Mahl ist mehr: Essen und Trinken ist da zugleich Zeichen für die Verbundenheit derer, die es zu sich nehmen. Man kann geradezu sagen, daß das Fest aus dem Mahl hervorgegangen ist, wie es Rilke beschworen hat:

#### Mahl als Gemeinschaft

„Als Mahl begann. Und ist ein Fest geworden, kaum weiß man wie. Die hohen Flammen flackten, die Stimmen schwirrten, wirre Lieder klirrten aus Glas und Glanz, und endlich aus den reifgewordenen Takten: entsprang der Tanz. Und alle riß er hin . . .“

Im Mahl genießen wir all das, was wir in mühsamer Arbeit gewonnen haben: Brot und Wein, die einfache Speise und den festlichen Trank. Deshalb haben wir gearbeitet: es ist die Stunde der Erfüllung. Wir sind dankbar, daß wir sie erleben, und gehen in ihr auf.

#### Begründung der christlichen Existenz in der Eucharistie

Jedes Fest hat eine religiöse Dimension. Es ist ein heiliges Ja-Sagen zu den Dingen. Jedes Mahl weist über sich hinaus, auf jene (Menschen) und jenen (Gott), denen wir es verdanken.

Das eucharistische Fest thematisiert die Danksagung ebenso wie die Hoffnung auf Erfüllung im Reiche Gottes. Es ist nicht nur irgendein christlicher Vollzug. In ihm kommt christliche Existenz zu sich selbst und damit zu jenem, der sie trägt. Sie wird sich ihres Sinnes bewußt: das „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ (Gal 2,19 f).

Damit wird dem Leben des Christen nichts von seinem Ernst genommen, ganz im Gegenteil: im tiefsten Ernst leuchtet die höchste Freude auf. Das ist keine Flucht aus dem Leben: „Christus ist für mich das Leben, und das Sterben ist Gewinn. Soll ich weiterhin leben, so bedeutet das für mich fruchtbare Arbeit. Und so weiß ich nicht, was ich wählen soll. Es zieht mich nach beiden Seiten hin: Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein; das wäre bei weitem das beste. Aber noch am Leben zu bleiben, ist euretwegen notwendiger“ (Phil 1,21 ff). Das christliche Fest ist auch nichts Elitäres; es bezieht alle Menschen ein, auch, ja besonders die „Mühseligen und Beladenen“.

Wer ein Fest feiert, sagt Ja zum Leben. Er kehrt aus

dem Fest in den Alltag zurück, aber als ein anderer. Er ist erlöst aus seiner Sisypchos-Existenz. Er rollt den schweren Stein im Schweiß seines Angesichtes auf den Berg hinauf in der Hoffnung, daß dieser nicht mehr herunterrollen wird, in der Überzeugung, daß Arbeit nicht umsonst, sondern fruchtbar ist, daß es sich — trotz allem — lohnt, zu leben.

*Literatur:*

Harvey Cox, *Das Fest der Narren*, Stuttgart 1970;  
Gerard van der Leeuw, *Vom Heiligen in der Kunst*, Gütersloh 1957;  
Josef Pieper, *Muße und Kult*, München 1948;  
Günter Rombold, *Kunst — Protest und Verheißung*, Linz 1976.

Walter J.  
Hollenweger

Das Wie und Wozu  
des Festes

*Der Autor führt mit einem Bericht über ein eigenartiges Fest in die Frage ein, welche Elemente zu einem Fest gehören: nämlich eine Liturgie, ein Gastgeber und ein Anlaß. Nach seiner Überzeugung gibt es keine gelungenen säkularen Feste, sondern nur „religiöse“ Feste, denn der Mythos erweist sich für die Existenz jeglicher Gesellschaft als lebensnotwendig. Allerdings ist gerade gegenüber zerstörerischen Mythen der Kult der Kirchen deren wichtigster Beitrag für die Gesellschaft.* red

I. Beschreibung

Im Ökumenischen Zentrum in Genf findet ein Futuristenkongreß statt. Ein Drittel der Teilnehmer sind praktizierende Christen verschiedener Konfessionen, ein Drittel sogenannte latente Christen, und ein weiteres Drittel gehört entweder anderen Religionen an oder ist religionslos. Wie gestaltet man ein ökumenisches, interkulturelles Fest mit einer so gemischten Gruppe, ein Fest, das in Bezug zum Thema der Arbeitstagung steht? Ich übergehe die recht komplizierte Vorbereitungsgeschichte und beschreibe nur das Resultat.

Das Fest — oder ist es ein Gottesdienst? — beginnt mit einem modernen tschechischen Chanson über Maria Magdalena<sup>1</sup>. Darauf eröffnet der Hussitische Bischof das Fest. Auf seinem Talar leuchtet ein rotgestickter Kelch. Die Festrede (oder ist es eine Predigt?) besteht aus einem kurzen Gespräch dreier Kongreßteilnehmer über Mk 14,3—9 (Die Salbung in Bethanien). „Ein schlechter Text für einen wissenschaftlichen Kongreß“, eröffnet Harvey Cox das Gespräch. „Wir bekämpfen den Hunger mit

<sup>1</sup> L. Svoboda — V. Zahradnik — P. Zachařová, *Magdalena*, Supraphon 0 39 9886 (Prag). Text und Musik in *Krest'anské Songy* (Prag 1968), 8—10.